

Deutsche Kriegsschriften

9. Heft

**Deutschland
und Frankreich**

Von

Dr. Walter Plaghoff

Privatdozent an der Universität Bonn

H. Marcus & C. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Deutsche Kriegsschriften

1. Heft:
Warum hassen uns die Völker? Von Dr. M. Hirschfeld
in Berlin. Preis 80 Pfg.

2. Heft:
Geld und Kredit im Kriege. Von Bankdirektor Julius Stein-
berg in Bonn. Preis 80 Pfg.

3. Heft:
Von der Neutralität Belgiens. Von Geh. Reg.-Rat Prof.
Dr. H. Schulte in Bonn.
Preis brosch. 2 M. 40 Pfg., geb. 3 M. 20 Pfg.

4. Heft:
Kontinentalpolitik. Ein Zukunftsbild. Von einem rheinischen
Großindustriellen. Preis 60 Pfg.

5. Heft:
Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal.
Von Prof. Dr. E. Rüster in Bonn. Preis 60 Pfg.

6. Heft:
Der Sinn deutschen Kolonialbesitzes. Von Prof. Dr.
Kurt Wiedenfeld in Halle. Preis 80 Pfg.

7. Heft:
Charakter und Politik des Japaners. Von Dr. B. Prenz-
el in Berlin-Steglitz.
Preis 80 Pfg.

8. Heft:
Kriegsbriefe einer Frau. Von L. Neben-Deiters in Bonn.
Preis 1 M.

9. Heft:
Deutschland und Frankreich. Von Priv.-Doz. Dr. W. Plag-
hoff in Bonn. Preis 60 Pfg.

10. Heft:
Volk oder Staat? Von Dr. Heinz Potthoff in Düsseldorf.

11. Heft:
Zur Charakterisierung der Engländer. Von Prof. Dr.
H. Schröder in Köln. Preis 1 M.

In Vorbereitung sind:
Erziehung zu sozialer Kultur. Von Dr. Heinz Potthoff in
Düsseldorf.

England und Ägypten. Von Dr. Maximilian von Sagen in
Berlin.

A. Marcus & C. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Deutschland und Frankreich.

Von

Dr. Walter Plaghoff

Privatdozent an der Universität Bonn.

Abgegeben von der
Berliner Stadtbibliothek



A. Marcus & C. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn.

zu 36/2976



Nachdruck verboten.

Copyright by A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn 1915.

Die Schrift bildet die Wiedergabe eines in Bonn am 2. März 1915 gehaltenen Vortrags.

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Wenn man in den letzten Jahrzehnten die Möglichkeit eines europäischen Krieges erörterte, so galt es überall als ausgemacht, daß er Deutschland und Frankreich gegeneinander in die Schranken rufen werde. Der Gegensatz zwischen ihnen war eines der beherrschenden Momente der Weltpolitik und wurde bei allen diplomatischen Plänen und Unternehmungen als feststehender Faktor gebucht. Wie ist es zu diesem Antagonismus zwischen den beiden benachbarten und verwandten Völkern gekommen, wie hat er sich zu einer Erbfeindschaft entwickelt, und inwieweit hat er den gegenwärtigen Krieg mit heraufgeführt? Das sind die Fragen, die sich in der jetzigen Zeit bei unserem Thema vor allem aufdrängen.

Leopold von Ranke hat einmal bemerkt, Deutschland und Frankreich seien die beiden Nationen, auf deren gegenseitigen Einwirkungen die Weltgeschichte größtenteils beruhe. Das Wort trifft in politischer wie in kultureller Hinsicht zu, aber ein anderes ist nicht minder wahr: daß die beiden Völker im Laufe der Geschichte häufig Feinde und stets Rivalen gewesen seien. Der Gegensatz zwischen ihnen ist in seinen ersten Anfängen so alt wie sie selbst.

Es ist für ihr Verhältnis von entscheidender Bedeutung geworden, daß beide Staaten aus einem großen Einheitsreiche heraus erwachsen sind, aus der Monarchie Karls des Großen. Von vornherein waren sie durch keine natürlichen Grenzen von

einander getrennt und hatten keine absolute Sprachscheide. Ein Familienvertrag der Karolinger, die Erbteilung der drei Söhne Ludwigs des Frommen zu Verdun im Jahre 843, hat ihnen ein selbständiges politisches Dasein gegeben. Aber die Notwendigkeit einer Drittelung führte zu einer willkürlichen und unnatürlichen Teilung: zwischen das Ostreich Ludwigs des Deutschen und das Westreich Karls des Kahlen wurde das Mittelreich gestellt, das nach seinem zweiten Beherrscher den Namen Lotharingen erhielt. Mit der Hauptstadt Aachen erstreckte es sich als ein langer schmaler Streifen von der Nordsee bis nach Burgund und zum Mittelmeer, von der Schelde im Westen bis östlich über den Rhein hinaus. Schon durch seine geographische Lage lebensunfähig, mußte es die Begehrlichkeit beider Nachbarn anstacheln. Es wurde der Zankapfel und die Walsstatt der beiden sich bildenden Nationalstaaten und ist es, wenn auch mit Unterbrechungen, ein Jahrtausend hindurch geblieben. Der 870 in Meerssen unternommene Versuch, das Zwischenreich ungefähr nach der Sprachscheide zwischen Ost- und Westfrancien aufzuteilen, hat leider keinen Bestand gehabt. So ist ihnen der Grenzstreit als Danaergeschenk in die Wiege gelegt worden. Dazu kommt ein zweites: durch den Verduner Vertrag war die ideale Einheit des Gesamtreiches nicht aufgehoben worden. Beide neuen Dynastien, die ost- wie die westfränkischen Karolinger, betrachteten sich als die alleinberechtigten Erben Karls des Großen im ganzen Umfang seines Reiches und suchten die Universalmonarchie wieder aufzurichten.

Zunächst hatte das Ostreich die Vorhand. Wie Otto I. das Kaisertum erneuerte, so wurde das Zwischenreich von Deutschland erobert und blieb im wesentlichen bis ins 13. Jahrhundert in seinem Besitz. Aber die französischen Karolinger und ihre Nachfolger, die Kapetinger, sahen darin eine Usurpation ihres er-

erbten Rechtes. Bereits 876 hat Karl der Kahle — zum ersten Male in der Geschichte — das linke Rheinufer für Frankreich beansprucht, und immer wieder haben die französischen Könige nach der Kaiserkrone getrachtet. Die Anschauung von den unverjährbaren Karolingerrechten drang allmählich auch in das Volk, wo die Erinnerung an den großen Kaiser durch das Heldenlied und die Karlsage festgehalten und genährt wurde. Die Auffassung brach sich Bahn, daß das jetzige Frankreich nur eine Verstümmelung des großen, wahren Frankenreiches sei, und daneben erhob sich zuerst leise, dann immer deutlicher die Forderung nach der Rheingrenze, die schon im 12. Jahrhundert durch die Gleichsetzung Franciens mit dem römischen Gallien als die „natürliche Grenze“ im Osten bezeichnet wurde.

Diese Vorstellungen sind auf die Bildung und Entwicklung des französischen Nationalgefühls nicht ohne Einfluß geblieben, und es ist charakteristisch, daß sich gleich in sein erstes Aufflammen ein wilder Haß gegen die Deutschen mischt. Als Kaiser Heinrich V. 1124 in die Champagne einfiel und die französischen Barone ihm entgegenrückten, legt der zeitgenössische Historiker Suger ihnen die chauvinistischen Worte in den Mund, die ebenso gut 1914/15 geschrieben sein könnten: „Ziehen wir den Deutschen kühn nach in ihr Land, damit sie sich bei ihrer Rückkehr nicht ungestraft rühmen, sie hätten Frankreich betreten, die Herrin der Länder. Sie sollen den Lohn ihrer Frechheit nicht in unserem, sondern in ihrem Lande empfangen, das kraft fränkischen Königsrechts von den Franken oftmals bezwungen und ihnen untertan ist Man möge sie ohne Erbarmen hinschlachten wie Heiden, und die Leichen der Barbaren den Wölfen und Raben vorwerfen ohne Grab.“ Schon hieraus klingt uns der Anspruch Frankreichs entgegen, gegenüber den „deutschen Barbaren“ die grande

nation zu sein, und sicherlich liegt in der karolingischen Tradition eine seiner Quellen.

Noch stand er freilich in einem seltsamen Kontrast zu der wirklichen Macht Frankreichs und seines Königtums, das seiner eigenen Großen nicht Herr, ein Schattendasein führte und eben im 12. Jahrhundert den Kampf auf Leben und Tod mit den auf den englischen Thron gelangten Anjou-Mantagenets zu bestehen hatte. Aber nachdem es diese in Anlehnung an die Stauferkaiser besiegt, das angiovinische Reich zertrümmert und die nationalen Kräfte in seiner Hand zusammengefaßt hatte, beginnt im 13. Jahrhundert, vor allem mit Philipp dem Schönen, die Expansion nach Osten, die sich seitdem, nur von den englischen und Religionskriegen unterbrochen, wie ein roter Faden durch die französische Geschichte hindurchzieht. Sie setzt in demselben Zeitpunkt ein, wo in Deutschland nach dem Verbluten des Stauferhauses der Zerfall des mittelalterlichen Reiches anhebt. Wir erkennen schon hier die Wechselwirkung zwischen der allgemeinen Machtstellung Deutschlands und Frankreichs und den Grenz-kämpfen im Zwischenreich. Solange das Deutsche Reich einig und stark war, hielt es Lotharingen, seine Zerrüttung bildet die Voraussetzung für das Vordringen Frankreichs. Auch das ist bezeichnend, daß der Deutsche, der bisher den Franzosen als tapferer Krieger galt, jetzt im allgemeinen Urteil als verächtlicher Schwächling erscheint.

Bei uns ist man allzuleicht geneigt, diese französischen Vorstöße nach Osten als Raubpolitik zu brandmarken. Aber einmal darf man nicht vergessen, daß das Zwischenreich eine Reihe unzweifelhaft romanischer Gebiete enthielt, also modern ausgedrückt eine Art von französischer Irredenta, und dann, wenn Frankreich sich an seinen Grenzen ausdehnen wollte. — und welcher junge und

lebensfrische Staat wollte und müßte das nicht —, so konnte es das wegen seiner geographischen Lage nur nach einer Seite hin tun, eben nach Osten. Das mittelalterliche Deutschland fand in den weiten slawischen Strichen jenseits der Elbe ein Gebiet, das es besiedeln, kolonisieren und seinem Volkstum gewinnen konnte, die Möglichkeit einer solchen friedlichen Ausbreitung bestand für Frankreich nicht. So wiesen die Ansprüche der Dynastie, die karolingische Tradition und das Expansionsbedürfnis Frankreich nach Lothringen.

Erleichtert wurde ihm das Vordringen durch die Schuld des Deutschen Reiches, das seit dem 12. Jahrhundert seine Westmark in unverantwortlicher Weise vernachlässigte. Das alte Stammesherzogtum Lothringen hatte sich in eine Reihe kleiner Territorien aufgelöst, die infolge ihrer Schwäche nach beiden Seiten schielten und stets geneigt waren, sich dem Mächtigeren anzuschließen. Unter diesen Umständen brauchten die Kapetinger hier keine großen Eroberungskriege zu führen, durch Einzelvorstöße und Bergewaltigung der wehrlosen Dynasten, durch Bündnisse, Schutzverträge, Bestechungen, Pensionen, und was dergleichen Mittel mehr waren, schoben sie ihre Grenzen unaufhaltsam gen Osten vor. Die verfallende Reichsgewalt konnte oder wollte dem überlegenen Nachbar keinen Widerstand entgegensetzen. Immer näher kam er dem Rhein, dessen linkes Ufer der Dauphin Ludwig 1444 als ein dem Königreich widerrechtlich entfremdetes Gebiet bezeichnete.

In eine neue Phase trat das deutsch-französische Verhältnis, als im 15. Jahrhundert das Kaisergeschlecht der Habsburger durch glückliche Heiraten neben Spanien, Mailand und Sizilien auch das auf dem Boden des alten Zwischenreiches von einer Sekundogenitur der Kapetinger errichtete Herzogtum Burgund erwarb. Vor allem über Burgund entbrannte der Riesenkampf zwischen

Habsburg und Valois, der fast zwei Jahrhunderte lang die Weltgeschichte beherrscht hat. Aber mit diesem Gegensatz ist doch das alte französische Trachten nach der Rheingrenze unauf löslich verknüpft, und Deutschland hat die Kosten des Ringens in erster Linie zu tragen gehabt.

Seine besten Bundesgenossen gegen Habsburg fand Frankreich in den deutschen Territorialfürsten, die aus politischen oder konfessionellen Gründen Gegner des Kaiserhauses waren und zur Behauptung ihrer „Libertät“ der französischen Hilfe nicht entraten zu können glaubten. Im 16. und 17. Jahrhundert unterhielten die Valois und Bourbonen eine förmliche fürstliche Gefolgschaft im Reich, und um ihren Beistand zu erkaufen, scheute diese vor der Preisgabe von Reichsgebiet nicht zurück. So hat die Fürstenrevolution gegen Karl V. 1552 Heinrich II. Metz, Toul und Verdun überantwortet; als „Schützer des heiligen römischen Reiches und Rächer der Freiheit Germaniens“, wie es in seinem Manifest hieß, hat der König von den drei Bistümern Besitz ergriffen. Wiederum im Bunde mit deutschen Fürsten und der Krone Schweden erwarb Ludwig XIV. durch den 30jährigen Krieg die österreichischen Gebiete und Rechte im Elsaß, auf Grund deren bald das ganze Elsaß einverleibt wurde. Mit dem Elsaß hatte Frankreich nicht nur ein rein deutsches Land, sondern auch ein militärisch höchst wertvolles Ausfallstor gewonnen. Es besaß jetzt die Flankenstellung am Oberrhein, von der aus es Süddeutschland in Schach hielt und das ganze Reich unter seinen Einfluß brachte. Die Garantie für den Westfälischen Frieden gewährte Ludwig XIV. ein Einspruchsrecht in die innerdeutschen Angelegenheiten, als Haupt des Rheinbundes war er eine Art von Nebenkaiser im Reich. Wesentlich auf dieser Beherrschung Deutschlands beruht die französische Hegemonie in

Europa. 1735 lieferte dann der letzte Habsburger den Bourbonen das noch fehlende Glied an der neuen Ostgrenze, das Herzogtum Lothringen, aus.

Alle diese Verluste riefen im Reich keinen tiefgehenden und nachhaltigen Groll hervor. Ein deutsches Nationalgefühl war nur schwach entwickelt und überwuchert von dem Partikularismus der Territorialstaaten. Als die französische Regierung nach der Wegnahme von Metz, Toul und Verdun einen deutschen Rachezug besorgte, beruhigte sie ihr Gesandter, selbst wenn das Reich wider Erwarten deshalb den Krieg erklären sollte, würden sich die Stände nicht einmal über den Oberbefehlshaber einigen können. Von einer wirklichen Abneigung gegen die Welschen war bis ins 17. Jahrhundert trotz gelegentlicher patriotischer Phrasen noch keine Rede. Sie hat erst der Sonnenkönig selbst gegen sich entfacht, dadurch, daß er durch das Übermaß und die rücksichtslose Geltendmachung seiner Ansprüche den Bogen überspannte und nach dem klassischen Ausdruck Albert Sorels das alte französische System der Ausdehnungspolitik „denaturierte“. Durch seine berücktigten Reunionen, besonders den Raub Straßburgs mitten im Frieden (1681), durch den Brand des Heidelberger Schlosses und die Zerstörung der Pfalz hat er den französischen Namen im Reich verhaßt gemacht. In der deutschen Publizistik läßt sich seitdem eine franzosenfeindliche Stimmung bemerken, der berühmteste Schriftsteller dieser Zeit, Samuel Pufendorf, schrieb 1689: „Wer es mit Frankreich hält, ist ein offener Verräter an seiner Nation“, und jedesmal, wenn die französischen Waffen den Deutschen unterlagen, wurde das Verlangen nach der Wiedererwerbung von Straßburg und dem Elsaß laut. Nichts hat Friedrich den Großen in Deutschland, auch bei seinen Feinden, so populär gemacht wie sein Sieg von Koffbach.

Damals, in der Periode des Niedergangs der französischen Monarchie, mochte man glauben, die Zeiten der Franzosenherrschaft und Franzosengefahr seien vorbei, aber nur ein Menschenalter später, nach der großen Krisis von 1789, wurde das neue Frankreich förmlich zur Geißel Deutschlands. Als sich die Revolution nach außen entlud und die deutschen Mächte, Oesterreich und Preußen, durch ihr Eingreifen für die verlorenen Bourbonen den französischen Nationalstolz aufpeitschten, da ergossen sich die jungen Volkshere der Republik in unwiderstehlichem Strom in die deutschen Gaue. Das alte Ziel der französischen Expansionspolitik, die Rheingrenze, ward schon 1797 erreicht und bald überschritten. Der Bezwingen und Vollender der Revolution, Napoleon Bonaparte, hat seine kaiserlichen Adler bis an die Memel getragen und das Universalreich Karls des Großen erneuert; ganz geflissentlich hat der gekrönte Korse in Aachen das Grab des Karolingers besucht. Das ganze Karolingerreich gehorchte unmittelbar oder mittelbar dem neuen Frankenkaiser. Deutschland war nur noch ein Name.

Schwer lastete der Druck der Fremdherrschaft auf den unterworfenen Gebieten, zumal dem halb zugrundegerichteten Preußen, er entfesselte bei den Patrioten einen glühenden Haß gegen den Tyrannen. Der alte Gegensatz zwischen Welschen und Deutschen wuchs sich in diesen Jahren zu einer wahren Todfeindschaft aus. Aber es bedurfte dieses Hasses, damit das in den Ideen des Weltbürgertums befangene deutsche Volk den Willen zur politischen Nation faßte, die Verschmelzung von preussischem Staatsgefühl und deutschem Nationalgefühl ließ den Gedanken an das große Vaterland, an ein einiges Deutschland erstehen. Und zum Wahrzeichen der Erhebung ward der Rhein, „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“. In den Befreiungskriegen wurde dann unter Preußens Vorantritt und mit Beteiligung aller deut-

schen Stämme das französische Joch abgeschüttelt, das linke Rheinufer zurückgewonnen. Freilich nicht ganz, die berechnete preussische Forderung, auch das Elsaß und die lothringischen Festungen dem zu Boden liegenden Gegner abzuverlangen, scheiterte an dem Widerstand der übrigen Mächte. Die wiedererworbene Westmark wurde nach langen Verhandlungen Preußen zugeteilt.

Den Aufstieg Brandenburg-Preußens vom kleinen Kurstaat zu einer wirklichen Macht im Reich hatte Frankreich anfangs nicht ungerne gesehen, ja sogar gefördert, nicht aus irgendwelcher Vorliebe für das Hohenzollernhaus, sondern um in ihm ein Gegengewicht gegen Habsburg heranzuziehen. Gestützt auf französische Rückendeckung hatte Kurfürst Johann Sigismund aus der jülich-schen Erbschaft Kleve und Mark behauptet und damit zuerst im deutschen Westen festen Fuß gefaßt, im Bunde mit Frankreich hat Friedrich der Große Schlesien erobert. Aber allzustark wollte man den neuen Staat nicht werden lassen. Darum hatte Ludwig XIV. dem Großen Kurfürsten das den Schweden entriessene Vorpommern wieder entwunden, vor allem am Rhein sollte er nicht weiter um sich greifen. Als Frankreich 1739 dem König Friedrich Wilhelm I. den Anfall des Herzogtums Berg nach dem Aussterben von Pfalz-Neuburg garantierte, wurde ihm das wichtige Düsseldorf und das Flußufer von hier bis zur Siegmündung ausdrücklich vorenthalten.

Bekanntlich haben die preussischen Staatsmänner 1814 die entlegenen Rheinlande nur sehr ungerne genommen, sie wünschten Sachsen und wollten dafür die Wettiner am Rhein entschädigen. Damit wäre hier ein neuer Pufferstaat an Stelle der glücklich beseitigten geistlichen und weltlichen Fürstentümer geschaffen, die Ohnmacht Deutschlands und Frankreichs Einfluß verewigt worden. Unglaublicherweise hat sich gegen diese Frankreich günstigste Lösung

der Frage auf dem Wiener Kongreß Frankreich selbst durch seinen Vertreter Talleyrand gesträubt und für die Übertragung der Gebiete an Preußen eingesezt. Das war, wie man treffend geurteilt hat, „das größte Verdienst, das je ein französischer Staatsmann um Deutschland sich erworben hat“. Denn es war doch vorauszu- sehen, daß die preußische Herrschaft am Rhein den alten fran- zösischen Gelüsten einen starken Niegel vorschieben werde. Gegen ihren Willen, mit auf Betreiben Frankreichs hat also die Monarchie Friedrichs des Großen die Grenzwehr am Rhein übernommen. Da Österreich seinen oberrheinischen und belgischen Besitz preis- gab, war jetzt Preußen der Hauptgegner Frankreichs an der Grenze, und wurde es immer mehr, je deutlicher es sich heraus- stellte, daß dieser Staat zur Durchführung der so heiß ersehnten nationalen Einigung Deutschlands berufen war.

Zu spät erkannte die französische Diplomatie Talleyrands Fehler, aber er war nicht mehr gutzumachen. Der Plan des Ministers Polignac, durch einen umfassenden Ländertausch den Sachsenkönig doch noch nach Aachen zu verpflanzen (1829), wurde in Berlin entschieden abgelehnt. Und als 1840 der fran- zösische Grimm über eine Schlappe in der orientalischen Krisis sich in dem allgemeinen öffentlichen Verlangen nach der Rhein- grenze entlud, da trat ihm das deutsche Nationalgefühl mit einer bisher unbekanntem Stärke und Einmütigkeit entgegen. Die be- rühmteste Antwort auf die welsche Drohung war Nikolaus Deckers vielgesungenes Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deut- schen Rhein.“ Die französische Kriegslust zerstob schnell, aber begraben wurde der alte Wunsch nicht, und der Erneuerer des Cäsarismus, Napoleon III., nahm ihn wieder auf; er mußte es tun, um seiner Dynastie den Thron zu sichern. Nur schlug er einen neuen Weg ein. Getreu seinem ganzen politischen System

gedachte er die Rheingrenze nicht gegen Preußen, sondern im Bunde mit ihm zu erwerben, dadurch, daß er es in dem Streben nach der nationalen Einigung Deutschlands bis zu einem gewissen Grade unterstützte und für dieses Entgegenkommen durch Abtretungen auf dem linken Rheinufer belohnt werden wollte. Jedoch bei diesem überfeinen Spiel fand er seinen Meister in Bismarck, der seine Neutralität in den deutschen Kämpfen gerne annahm, seine Entschädigungsansprüche aber „dilatorisch“ behandelte, das heißt, ihn hinhielt, bis nach der Niederwerfung Österreichs der Zu- sammenschluß Norddeutschlands und die Bündnisverträge mit den Südstaaten erreicht waren.

Seit 1866 war Rache für Sadowa das Losungswort des französischen Volkes. Nicht nur weil es bei der Neuordnung Deutschlands leer ausgegangen war, die unerhörten preußischen Siege empfand es als eine Beleidigung seines Waffenruhms, und vor allem, die deutsche Einheit war eine tödliche Gefahr für die europäische Hegemonie Frankreichs, denn, wie wir sahen, war sie auf der Zersplitterung und Ohnmacht Deutschlands aufgebaut. Der alternde und kranke Kaiser selbst hätte den Zusammenstoß am liebsten vermieden, aber dem Usurpator blieb, wenn er sich auf seinem schon wankenden Thron halten wollte, keine andere Wahl, als für die Überlieferungen und Forderungen seines Volkes einzutreten. Die Vorgeschichte des Krieges von 1870/71 ist noch sehr um- stritten, indes das eine ist sicher: der innere Grund lag in der Absicht Frankreichs, die nationale Einigung Deutschlands unter preußischer Führung nicht zu dulden, sondern den Nachbar zu seiner alten poli- tischen Schwäche und Bedeutungslosigkeit herabzudrücken; die spa- nische Thronkandidatur des Hohenzollernprinzen war bloß der An- laß. Frankreich war der Angreifer und hat das mit dem Sturz des Kaisertums und dem Verlust von Elsaß-Lothringen bezahlen

müssen. Denn jetzt endlich wurde die alte Sehnsucht der deutschen Patrioten erfüllt: der deutsche Teil des ehemaligen Zwischenreichs, besonders Straßburg, wurde wieder deutsch. Jedoch nicht aus nationaler Begeisterung, sondern aus politischen Motiven hat sich Bismarck zu einer solchen Verstümmelung Frankreichs entschlossen. Er wollte Deutschland gegen einen Rachekrieg des besiegten Erbfeindes sichern und jenen gefährlichen französischen Keil am Oberrhein beseitigen. Nicht umsonst hatte ihm König Wilhelm I. von Württemberg einmal vorgestellt, daß in Straßburg der Knotenpunkt der deutschen Frage liege, „denn solange das nicht deutsch ist, wird es immer ein Hindernis für Süddeutschland bilden, sich der deutschen Einheit, einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben.“ Lothringen hat Bismarck dagegen nur auf das Verlangen der Generale annektiert, und leider — müssen wir heute sagen — hat er gegen ihre Meinung Belfort den Franzosen gelassen.

Denn daß diese sich bei dem Frankfurter Frieden beruhigen würden, war kaum anzunehmen. Zu jäh und zu tief war der Sturz von der europäischen Vormachtstellung, als daß ihn der französische Stolz verwinden konnte. Der Krieg selbst war eine Kette von Niederlagen gewesen, und alle Tapferkeit der aus dem Boden gestampften Volkshere hatte die Erinnerung an Sedan und Metz nicht auslöschen können. Der Zusammenbruch Napoleons I. hatte für Frankreich keine solche Katastrophe bedeutet. 1814/15 hatte es von seinem alten Besitz nichts eingebüßt, sondern nur die Eroberungen der Revolutionsjahre, und die Gloire war geblieben; 1871 wurde es dagegen im Südosten hinter die Grenzen von 1648 und 1552 zurückgeworfen. Mit dem Einfluß in Deutschland war es nun endgültig aus, damit war die Grundlage der französischen Vorherrschaft in Europa getroffen. Und als bitterste Kränkung

mußte es das französische Selbstgefühl empfinden, daß in dem stolzesten seiner Königsschlösser, in Versailles, das neue deutsche Kaisertum der Hohenzollern proklamiert worden war. Zähneknirschend hatte es sich in des Siegers Bedingungen gefügt, aber die Revancheidee loderte in aller Herzen, man wollte sich — das ist der tiefere und eigentliche Sinn der Revanche — nicht nur rächen und die verlorenen Gebiete zurückerobern, sondern damit auch die alte Stellung in Deutschland und Europa wiedergewinnen.

Überraschend schnell hat sich Frankreich trotz der inneren Kämpfe, die der Sturz des Kaiserreiches zur Folge hatte, von den Wunden des Krieges erholt, ein Beweis für seine innere Spannkraft und Größe. Die Kriegsschädigung war in wenig mehr als zwei Jahren bezahlt, das Heer wurde durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht reformiert und vermehrt, längs der Ostgrenze jener gewaltige Festungsgürtel angelegt, dessen Wert sich jetzt erweist. Ganz offenkundig und ausgesprochenenmaßen richteten sich diese Rüstungen gegen Deutschland, aber von einem Präventivkrieg, wie er vielleicht in Militärkreisen erörtert wurde, wollte der friedliebende alte Kaiser nichts wissen, und Bismarck konnte es nicht darauf ankommen lassen, denn die übrigen Mächte würden einer Vernichtung Frankreichs nicht ruhig zugesehen haben. Überdies hielt er es, allzu optimistisch, nicht für gefährlich, so lange es Republik blieb, da er auf Grund seiner eigenen innerpolitischen Ansichten einer Demokratie die Fähigkeit zu einer konsequenten und erfolgreichen Auslandspolitik nicht zutraute. Was er fürchtete und zu verhüten suchte, war die Aufrichtung der Monarchie, zumal eines klerikalen Königtums, das die katholischen Staaten und vielleicht auch die katholische Opposition in Deutschland um sich scharen könnte.

Daß der französische Ehrgeiz sich nicht lange mit der be-

scheidenen Rolle, zu der er durch den Ausgang des Krieges verurteilt war, begnügen würde, verhehlte sich der deutsche Kanzler nicht, deshalb suchte er ihm ein Ventil außerhalb Europas zu öffnen und ihn von den Vogesen und vom Rhein abzulenken. Auf dem Berliner Kongress ermunterte er die Franzosen Tunis zu besetzen und hätte ihnen damals auch Marokko als Entschädigung für Elsaß-Lothringen gegönnt. „Außerhalb Europas macht, was Ihr wollt,“ sagte er 1881 dem französischen Botschafter; an eine deutsche Weltpolitik war ja noch nicht zu denken. Offen-sichtlich begünstigte er Frankreichs überseeische Expansion. Dadurch war die Republik beschäftigt und in Europa auf seinen guten Willen angewiesen und wurde außerdem in einen steigenden Gegensatz zu England und Italien gebracht. Auch das lag in Bismarcks Absicht. Ihm konnte es nur angenehm sein, wenn, wie er sich einmal ausdrückte, „irgendwo die englische und französische Lokomotive ineinander fahren“ würden, und Italien ist ja durch die französische Okkupierung von Tunis in das deutsch-österreichische Bündnis geführt worden.

In diesen Jahren, nur ein bis zwei Dezennien nach dem Zusammenbruch von 1870, hat sich die Republik in Nord- und Westafrika, in Madagaskar und Ostasien ihr gewaltiges Kolonialreich geschaffen, das zweitgrößte der Welt; abgesehen von Algier und vereinzelt Stücken ist es kaum älter als das viel kleinere und so zersplitterte des Deutschen Reiches. Indes Bismarcks Erwartung, dadurch den Revanchekrieg zu verhüten oder wenigstens auf lange Zeit hinauszuschieben, trug. Wie die französische Expansion im Unterschied von der deutschen nicht aus wirtschaftlichen Motiven, sondern aus dem alten Tatendrang, Ehrgeiz und Machtstolz der französischen Nation entsprang, so wurde durch ihre glänzenden Erfolge das Selbstgefühl des Volkes und die Aktivität

der französischen Außenpolitik erhöht. Eine Reihe der fähigsten französischen Staatsmänner ist aus dem Kolonialdienst hervorgegangen, die französische Großmachtstellung erhielt jetzt eine neue außereuropäische Grundlage. Die Revancheidee, der Wunsch, auch in Europa die Scharte von 1870/71 auszuwischen, erfuhr nicht, wie Bismarck gehofft, eine Abschwächung, sondern im Gegenteil eine Steigerung.

Und noch ein zweiter Fehler war in Bismarcks Rechnung. Die Republik erwies sich nicht so schwach und nach außen leistungsunfähig, wie er gedacht hatte, gerade mit ihrer endgültigen Konsolidierung und zunehmenden Entwicklung nach links setzt die große Expansionspolitik ein. Und gleichzeitig verkündet der Führer der zur Herrschaft kommenden radikalen Partei, Léon Gambetta, die Revanche als ihr Programm, derselbe Mann, der kurz zuvor aus innerpolitischen Gründen eine Annäherung an Bismarck gesucht hatte. Sein Wort „nicht davon reden, aber immer daran denken“, fand im Herzen aller Patrioten Widerhall. Man kann nicht sagen, daß der Revanchegedanke damals in der breiten Masse des französischen Volkes tiefe Wurzeln geschlagen hat, aber die sich zu ihm bekannten, waren ein großer Teil der leitenden Politiker und einflussreichen Journalisten, und ihre unermüdete und markt-schreierische Propaganda gewann der Idee mit der Zeit Boden und erhob sie fast zu einem Glaubenssatz aller Franzosen. Das bisher leidlich gute Verhältnis zu Deutschland spitzte sich seit der Mitte der 80er Jahre in einer unaufhörlichen Reihe von „Zwischenfällen“ immer bedrohlicher zu, und die Folge war ein förmlicher Wettlauf der beiden Staaten in den militärischen Rüstungen. Anfangs wollte die Revanchepartei von den überseeischen Erwerbungen nichts wissen, sie fürchtete, Elsaß-Lothringen könne darüber in Vergessenheit geraten; noch 1885 wurde der

Minister Ferry wegen seiner „nebelhaften Kolonialunternehmungen“ gestürzt und als Verräter beschimpft. Erst allmählich, in den 90er Jahren, haben sich die beiden Richtungen der französischen Expansionspolitik, die europäische und die überseeische, miteinander verschmolzen.

Freilich konnten sich auch die leidenschaftlichsten Revancheprediger der betrübenden Erkenntnis nicht verschließen, daß das an Bevölkerungszahl stagnierende Frankreich allein dem aufstrebenden Deutschen Reich nicht gewachsen sei, um so weniger, nachdem dieses mit Österreich-Ungarn und Italien den Dreibund eingegangen war. Darum galt es aus der Isolation in Europa herauszukommen und Bundesgenossen gegen den Nachbar zu werben. In jahrzehntelanger mühevoller Arbeit hat die französische Diplomatie diese Aufgabe glänzend gelöst. Revanchepolitik und Bündnispolitik hängen untrennbar zusammen.

Von vornherein hatten die französischen Staatsmänner ihren Blick auf Rußland gelenkt. Es war ja eine alte Tradition der französischen Politik, im Nordosten Europas einen Alliierten zu haben, um auch von hier aus Deutschland in Schach zu halten. Die Rolle, die einst Polen und Schweden gespielt, sollte jetzt, wenn auch unter sehr veränderten Umständen, das Zarenreich übernehmen. Der Gedanke eines russisch-französischen Bündnisses war im 19. Jahrhundert immer wieder aufgetaucht. Von jeher hatte es in Petersburg eine antideutsche Partei gegeben, der die Einigung und Erstarkung Deutschlands ein Dorn im Auge war und neue Anhänger zuführte. Allmählich gewann sie auch auf die Politik größeren Einfluß. Den Kriegslärm im Jahre 1875 hatte die von Paris geschickt bearbeitete russische Regierung benutzt, um öffentlich als Beschützer des angeblich von Deutschland bedrohten Frankreich aufzutreten.

Die Zuspitzung des Verhältnisses zu Deutschland seit dem Berliner Kongreß, der deutsch-österreichische Zweibund und der Aufschwung der panslawistischen Bewegung trieben dann Rußland immer mehr an die Seite Frankreichs. Allerdings hegte man am Zarenhof noch lange ein erklärliches Mißtrauen gegen die Demokratie und starke Zweifel an ihrer Beständigkeit und Zuverlässigkeit, aber die Konsolidierung der Republik verminderte diese von Jahr zu Jahr, und das Entgegenkommen der französischen Regierung in der Nihilistenauslieferung und andere kleine Gefälligkeiten verfehlten die erhoffte Wirkung an der Nema nicht. Vor allem die sogenannte „fünfte Waffe“ Frankreichs, das Kapital, erwies sich auch hier als äußerst wertvoll. 1888 kam die erste Anleihe zustande, und schon ein Jahr vorher, bezeichnenderweise zu derselben Zeit, wo der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag erneuert wurde, hatte Rußland eine halbe Million Lebelgewehre in Frankreich bestellt unter der bindenden Versicherung, sie niemals auf Franzosen schießen zu lassen. Bismarck verfolgte diese Annäherung besorgten Blickes, aber weder das Dreikaiserbündnis noch die Rückversicherung haben sie aufhalten können. Sie war eben die Konsequenz der Erstarkung Frankreichs und der Abwandlung der europäischen Konstellation seit 1879. Darum ist es übertrieben, wenn der Altreichskanzler später die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages durch seinen Nachfolger für den Abschluß des Zweibundes verantwortlich gemacht hat. Beschleunigt mag er dadurch sein, aber er war seit 1879 unabwendbar.

Anfang der 90er Jahre wurde die russisch-französische Allianz unterzeichnet, und die französische Diplomatie konnte mit Recht stolz darauf sein: Frankreich war wieder bündnisfähig geworden und hatte die 1871 verlorene Großmachtstellung in Europa in

vollem Umfang wiedergewonnen. Die chauvinistischen Kreise jenseits der Vogesen gaben ihrer Freude in ausschweifenden Kundgebungen Ausdruck und glaubten den Nachkrieg gegen Deutschland nahe bevorstehend. Aber die russische Regierung war nicht gewillt, sich vor den Wagen der Revanchepolitik spannen zu lassen, sie wollte den Zweibund nur für ihre Zwecke benutzen. Nach der Thronbesteigung Nikolaus' II. näherte sie sich wegen ihrer ostasiatischen Ziele Deutschland wieder, und unter ihrem Druck verstand sich auch Frankreich unter dem Minister Hanotaux gelegentlich zum Zusammengehen mit Deutschland, wie besonders 1895 gegen Japan. Entgegen den in Deutschland gehegten Befürchtungen erwies sich der Zweibund weniger als eine Gefahr, denn als eine Bürgschaft des europäischen Friedens, und es war nicht ganz unberechtigt, wenn der russische Minister des Äußeren Fürst Lobanow 1895 dem Reichskanzler Hohenlohe sagte: „Eigentlich haben wir Europa einen guten Dienst geleistet, daß wir uns Frankreichs angenommen haben; Gott weiß, was diese Leute angefangen hätten, wenn wir sie nicht am Zügel hielten.“

So wurden auf die Dauer die Revanchehoffnungen durch den Zweibund mehr gehemmt als gestärkt, und es ist nicht zu verwundern, daß sich ihre Verfechter nach einem weiteren Alliierten umsehen. Der Dritte im Bunde sollte England sein. Bereits 1881 hatte Gambetta geäußert: „Gestützt auf Rußland und England werden wir unangreifbar sein“, und noch früher, bei dem Kriegslärm von 1875, hatte man in dem Eintreten Englands und Rußlands für Frankreich „das erste Anzeichen einer moralischen Koalition“ zwischen den drei Mächten erblicken wollen. Sie zustandezubringen, erschien zwar lange Zeit als ein unlösbares Problem. Nicht nur, daß der russisch-englische Gegensatz in Asien eine immer bedrohlichere Gestalt annahm, auch

die britisch-französischen Reibungen in Afrika spitzten sich 1898 zu dem Zusammenstoß von Fashoda zu, wo General Kitchener die vorher gehißte französische Flagge nicht anerkennen wollte. Angesichts der englischen Drohungen und Rüstungen schien der Friede nur an einem Haar zu hängen. Aber kurz zuvor war am Ouai d'Orsay der Mann eingezogen, der nun 7 Jahre lang die französische Außenpolitik fast selbständig leitete, und wohl als die Verkörperung des Revanchegedankens angesprochen werden darf: Theophil Delcassé.

Sein Ziel war von vornherein das Einvernehmen mit England, und er stand damit nicht allein. So groß die Enttäuschung über „die Schmach von Fashoda“ auch war, die Revanche verschwand davor nicht. Zwei Jahre früher, nach der Krügerdepeche Kaiser Wilhelms II. hatte der französische Botschafter in London erklärt, „daß, solange Elsaß-Lothringen deutsch ist, das französische Volk, was sich auch sonst ereignen möge, in Deutschland den permanenten, in jeder anderen Macht nur den akzidentiellen Gegner sehen wird“. Das bewahrheitete sich jetzt. Noch kein halbes Jahr nach dem Zwischenfall hatte sich das stolze Frankreich den englischen Forderungen unterworfen und auf der ganzen Linie den Rückzug angetreten, und nun stand, wie ein französischer Diplomat sich ausdrückte, „einer vollen Entente nichts mehr im Wege“. Erleichtert wurde sie durch den sich jetzt immer mehr verschärfenden Gegensatz zwischen England und dem Deutschen Reich und durch die Einkreisungspolitik König Eduards VII. 1904 war die Entente cordiale fertig, kein festes Bündnis, aber mit der Spitze gegen Deutschland und damals schon mit Abmachungen für den Kriegsfall. Sie bot Frankreich zwei große Vorteile: einmal die Verstärkung seiner europäischen Position und der Revanchepolitik und sodann durch den kolonialen

Ausgleich mit England die Sicherung seiner überseeischen Expansion.

Freilich brachte die Entente Frankreich zunächst in ein etwas schiefes Verhältnis zu Rußland, das eben damals von Englands Verbündeten, von Japan, in Ostasien geschlagen wurde. Aus dieser Zwickmühle befreite es das russisch-englische Abkommen von 1907. Jetzt war die Entente zur Tripleentente erweitert, die europäischen Großmächte standen sich in zwei Gruppen gegenüber. Und schon suchte die Ententediplomatie auch den Dreibund zu unterminieren; der italienisch-französische Gegensatz war bereits um die Jahrhundertwende ausgeglichen, und in der Mittelmeer- und nordafrikanischen Frage wurde das Königreich durch Sonderverträge an die Ententemächte gekettet.

In Deutschland herrschte über diese Entwicklung eine tiefe Beklemmung. Bismarcks Schreckbild, „le cauchemar des coalitions“, hatte sich verwirklicht, und der Regierung wurden heftige Vorwürfe gemacht, daß sie diesen Bund nicht verhindert habe. Ohne Kenntnis der näheren Umstände ist ein sicheres Urteil nicht möglich, aber vielleicht ist die Meinung zutreffend, daß Deutschland unter den bestehenden Verhältnissen die Tripleentente nur durch ein Mittel habe verhüten können, durch den eigenen festen Anschluß an England. Und der war in Berlin aus wohl-erwogenen Gründen abgelehnt worden.

Das französische Selbstbewußtsein hatte jetzt seinen Höhepunkt erreicht, im Bunde mit England und Rußland glaubte Delcassé das Deutsche Reich als *quantité négligeable* behandeln zu können. Das zeigte sich in dem Marokkofreit. Er ist auch insofern von Bedeutung, als hier zum ersten Male der in Europa begründete deutsch-französische Anta-

gonismus offen auf die überseeischen Gebiete übergriff. Das Eintreten in die Kolonial- und Weltpolitik hatte Deutschland anfangs wohl mit England, aber nicht mit Frankreich in Reibungen verwickelt, der gemeinsame Gegensatz gegen England hatte sogar hin und wieder zu einer Annäherung geführt. Indes schon die deutsche Islampolitik und die Bagdadbahn hatten in Paris Mißtrauen erweckt, da dadurch das französische Katholikenprotektorat im Orient und die Absichten auf Syrien gefährdet schienen. Nach dem Abschluß der Entente wollten die Mächte keine weitere Expansion Deutschlands zulassen, sondern die noch verfügbaren Gebiete ohne sein Befragen unter sich und ihre Freunde aufteilen.

Der Verlauf der Marokkokrise ist ja allbekannt. Bei ihrem ersten Ausbruch im Frühjahr 1905 war Frankreich ungerüstet. Delcassé wurde fallengelassen, aber von seiner Politik nur das allzu stürmische Tempo. In der langen Zeit bis zur Marokkokonferenz hatte die Republik ihre diplomatische Stellung so gestärkt, daß sie Deutschland und Österreich in Algeciras isolierte. Daß damals der Appell an die Waffen vermieden worden ist, war wesentlich der Friedensliebe der deutschen Regierung zu danken, die um Marokko keinen Krieg führen wollte, und der durch den japanischen Krieg und die Revolution verursachten Schwächung Rußlands. Nachdem der Versuch einer internationalen Regelung der Marokkofrage gescheitert war, entschied sich Deutschland 1911 zu einem Sonderabkommen mit Frankreich. Es ist bei uns vielfach als eine Niederlage empfunden worden. Diese sicherlich übertriebene Auffassung wird schon dadurch erschüttert, daß man es jenseits der Vogesen als ein französisches Zurückweichen deutete. Und in der Tat hatte Frankreich damit nicht nur die deutsche Forderung auf ein Ein-

spruchsrecht bei der Verteilung Afrikas anerkannt, sondern auch französischen Besitz als Kompensation für Marokko abzutreten.

Eben darum war es eine Täuschung, wenn man in der Wilhelmstraße hoffte, durch die Beilegung des Streites die deutsch-französischen Beziehungen wieder in normale Bahnen zu lenken. Vielmehr war durch Agadir und den Novembervertrag der französische Stolz gekränkt und gegen Deutschland aufgestachelt worden. Im Gegensatz zu 1905 herrschte 1911 in Frankreich eine allgemeine, von England geschürte Kriegsstimmung. Der militaristische Gedanke war unverkennbar in der Nation wieder erstarkt und wurde sowohl durch geschicktes Nachhelfen der Regierung wie durch die fortwährenden Balkankrisen in Atem gehalten. Als die deutsche Regierung im Hinblick auf die Machtverschiebung auf dem Balkan und die veränderte europäische Konstellation die große Heeresverstärkung von 1913 einbrachte, kam ihr Frankreich, an dessen Spitze soeben der ehrgeizige Lothringer Poincaré getreten war, mit der Wiedereinführung der allgemeinen dreijährigen Dienstpflicht zuvor. Es war eine sehr harte und äußerst zweischneidige Maßregel, und sie stieß im Volke auf weitverbreiteten Widerstand. Aber der Durchschnittsfranzose hat niemals an die deutsche Friedensliebe geglaubt, und durch die Behauptung, nur durch dieses Gesetz dem drohenden deutschen Angriffskrieg oder der geplanten Erdrückung Frankreichs vorbeugen zu können, wurde schließlich dessen Annahme mühsam erreicht. Noch in seinem Gelbbuch hat es ja das französische Ministerium für nötig befunden, diese Beschuldigung gegen Deutschland durch tendenziöse und sehr fragwürdige Nachwerke zu erhärten. Zugleich wurde durch Gewährung weiterer Milliarden die russische Militärbereitschaft erhöht und das Verhältnis zu England fester geknüpft

durch militärische Verabredungen, durch eine Flottenkonvention und den famosen Briefwechsel zwischen Sir Edward Grey und dem Botschafter Paul Cambon vom November 1912, wonach die beiden Mächte zwar kein festes Bündnis schlossen, aber vereinbarten, im Kriegsfall sich sofort zu verständigen, ob sie gemeinsam vorgehen wollten auf Grund der längst getroffenen Abmachungen der Generalstäbe. Wir wissen heute, daß der ganze französische Kriegsplan auf der englischen Mitwirkung basiert war; und daß auch das angeblich neutrale Belgien einbezogen war, haben die erbeuteten Brüsseler Dokumente unwiderleglich an den Tag gebracht.

So deuten viele Anzeichen darauf hin, daß ein gemeinsamer Krieg der Ententestaaten gegen die Zentralmächte von langer Hand vorbereitet und vielleicht für einen bestimmten Zeitpunkt vorgesehen war. Indes aus dem Gelbbuch und den übrigen amtlichen Veröffentlichungen gewinnt man doch den Eindruck, daß der Ausbruch im Juli 1914 der französischen Regierung unerwartet und insofern ungelegen gekommen ist, als der Präsident Poincaré und der Minister des Auswärtigen Viviani gerade in den kritischen Tagen auf der Rückreise von Petersburg an Bord der France in der Ostsee schwammen. An sich war Frankreich an dem österreichisch-serbischen Streit ebenso unbeteiligt wie Deutschland, und eben deshalb suchte die deutsche Regierung sofort nach der Überreichung des österreichischen Ultimatums durch ihren Botschafter die französische zu bestimmen, mit ihr für die Lokalisierung des Konfliktes einzutreten und durch freundschaftliche Vorstellungen in Petersburg den allgemeinen Krieg zu verhüten. Es ist doch beachtenswert, daß am 24. Juli Vivianis Vertreter dem deutschen Botschafter erklärte, die Kontroverse ginge nur Wien und Belgrad an, also sich völlig den deutschen Standpunkt

aneignete. Indes unter dem Eindruck der Nachrichten aus Petersburg und London und vielleicht auch von der France schlug der Wind schnell um. Das russische Einspruchsrecht wurde anerkannt und Deutschland beschuldigt, daß es sich zwischen Österreich und die Mächte stellen, Frankreich einschüchtern und mit Rußland entzweien wolle. Bereits am folgenden Tage wurde in einem der Regierung nahestehenden Blatt der Schritt des Freiherrn von Schön als „deutsche Drohung“ gekennzeichnet. Ängstlich suchte man auch nur den Schein eines Zusammenarbeitens mit Berlin zu vermeiden. Als am 26. Juli der Botschafter den Vorschlag unterbreitete, der Presse eine Notiz zugehen zu lassen, daß er und der Minister „die Mittel zur Erhaltung des Friedens im freundschaftlichsten Geist und im Gefühl der friedlichen Solidarität geprüft hätten“, da fürchtete man, diese Solidarität könne besonders an der *Newa* falsch gedeutet werden, und strich die verdächtigen Ausdrücke. Die Losung wurde ausgegeben, daß Deutschland über das friedliche Frankreich herfallen wolle, ja vielleicht deswegen das österreichische Vorgehen gegen Serbien angezettelt habe. Als am 31. der deutsche Vertreter die offizielle Anfrage stellte, wie sich Frankreich in einem deutsch-russischen Konflikt verhalten werde, galt das als Beleidigung, da die Republik nur ihrem Alliierten Rechenschaft schulde.

Daß Frankreich dem Zarenreich beistehen mußte, folgte, wenn nicht aus dem Bündnisvertrag, so doch aus der ganzen Politik der letzten Jahrzehnte. Vergebens haben die französischen Minister immer wieder ihre Friedensliebe und Unschuld an dem Kriege beteuert. Die Revanche- und Bündnispolitik mußte mit innerer Konsequenz zum Weltbrande führen, die russische Diplomatie konnte die Beteiligung Frankreichs von vornherein als sicheren Faktor in ihre Rechnung einstellen.

Die bindende Zusage der Waffenhilfe ist aber offenbar erst am 29. Juli in Petersburg abgegeben worden, an dem Tage, da Poincaré und Viviani nach Paris zurückkehrten und man aus vertraulichen Äußerungen Greys und seiner Genossen die Überzeugung gewonnen hatte, daß England mittun werde. Denn mit Rußland allein fühlte sich Frankreich den Zentralmächten nicht gewachsen. Schon vorher hatte der russische Minister geäußert, wenn Rußland des französischen Beistandes sicher sei, werde es alle Gefahren des Krieges auf sich nehmen, mit der Erklärung vom 29. Juli war in Petersburg die Entscheidung gefallen. So trägt Frankreich sein vollgerüttelt Maß Schuld an dem Weltbrand. Geradezu als Bittsteller suchte die Republik in den nächsten Tagen ein unumwundenes englisches Hilfsversprechen zu erlangen, immer wieder mit der sehr durchsichtigen Begründung, daß nur dadurch der Krieg verhütet werden könne. Noch am 31. Juli hat der Präsident Poincaré dem König Georg geschrieben, „daß wenn Deutschland die Gewißheit hätte, die Entente cordiale werde sich nötigenfalls bis auf die Schlachtfelder erstrecken, die größte Möglichkeit vorhanden wäre, den Frieden erhalten . . . und das europäische Gleichgewicht endgültig gefestigt zu sehen“. Unter der Maske der „*Politique d'équilibre*“ verbergte sich ja schon längst die Revancheidee.

Dieser kurze Blick auf die unmittelbare Vorgeschichte des gegenwärtigen Weltkriegs bestätigt den Eindruck, den man bereits früher von der französischen Außenpolitik gewinnen mußte. Durch ihre Bündnisse und Freundschaften hat sie sich der Selbstbestimmung großenteils begeben und ist in die Abhängigkeit von Rußland und England geraten. Dem Zarenreich hat Frankreich die Rüstungen bezahlt und sich von ihm in das Schlepptau seiner orientalischen Politik

nehmen lassen, von Albion wird es als Sturmbock gegen das Deutsche Reich gebraucht. So angesehen, erleichtert doch der scheinbare Glanz und Erfolg der Revanchepolitik. Und dasselbe Bild zeigt der bisherige Verlauf des Krieges. Unter den Verbündeten hat Frankreich militärisch und wirtschaftlich die schwersten Opfer bringen müssen. Auf seinem Boden wird im Westen der Kampf ausgetragen, und auch hier erscheint England mehr und mehr als der Herr, Frankreich als sein Trabant. Eine Ursache dieses Verhältnisses liegt, das ist für uns Deutsche besonders lehrreich, zweifellos in Frankreichs maritimer Schwäche, die seine Nordsee- und atlantische Küste von den Briten abhängig macht.

Es lassen sich schon jetzt Stimmen hören, die von dieser Ausnutzung Frankreichs durch seine Alliierten eine Ein- und Umkehr der französischen Politik und eine spätere Annäherung an Deutschland erhoffen. Prophezeiungen über das künftige Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich sind zurzeit noch müßig, die allein sichere Antwort auf diese Frage wird die Geschichte geben. An eine völlige Vernichtung Frankreichs können nur Utopisten denken. Sie wäre auch für uns politisch und kulturell ein Verhängnis. Derjenige deutsche Historiker, den unsere Feinde heute zum Propheten des preussischen Imperialismus und Militarismus stempeln, Heinrich von Treitschke, hat einmal gesagt, „Europa kann den Genius Frankreichs nicht entbehren“. Aber ein dauerhafter Friede zwischen uns und unserem Nachbar ist doch erst dann möglich, wenn Frankreich auf die Revanche und die „*préponderance légitime*“ ehrlich und für immer verzichtet und Deutschland als gleichberechtigte Macht in Europa und der ganzen Welt anerkennt. Dann, aber nur dann, wird der Jahrhunderte alte deutsch-französische Gegensatz einem friedlichen Zusammenarbeiten Platz machen können.



Deutsche Kriegsschriften

1. Heft

Warum hassen uns die Völker?

Kriegsbetrachtungen

von

Dr. Magnus Hirschfeld

in Berlin

Preis 80 Pfennige

Unter den vielen seit Beginn dieses Krieges schon veröffentlichten Broschüren und Büchern über die Ursachen des Krieges verdient diese kleine Schrift als eine der leserwertesten und inhaltsreichsten an erster Stelle genannt zu werden. Es war eine Notwendigkeit, einmal der Frage nachzugehen, warum wir unter allen Völkern der Welt das bestgehaßte sind. Kaum eine andere Frage gibt es, die in der jetzigen Zeit jeden Deutschen so fesseln könnte wie gerade diese, denn nichts anderes als Haß, Neid und Mißgunst sind die eigentlichen Ursachen dieses schrecklichsten aller Kriege.

Der Verfasser, der sich in allen seinen früheren Veröffentlichungen als hervorragender Kenner der menschlichen Seele erwiesen hat, steigt in die Tiefe der menschlichen Leidenschaften hinab und forscht den Beweggründen nach, die den Einzelnen wie die Massen — die Völker — aufgepeitscht haben. Vor allem natürlich beschäftigt er sich mit England, dem Regisseur dieses Weltkrieges, dem Hort der Furcht vor Deutschland, der Brutstätte der Eifersucht und des Hasses gegen das immer mächtiger aufstrebende benachbarte und verwandte Reich.

In vortrefflicher Weise und in einem überaus flüssigen Stil ist das Thema erschöpfend behandelt und macht dadurch die Lektüre der Broschüre für jeden Deutschen lesenswert.

A. Marcus & C. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Deutsche Kriegsschriften

4. Heft

Kontinentalpolitik

Ein Zukunftsbild

Von

einem rheinischen Großindustriellen

Preis 60 Pfennige

Professor Franke vom Hamburgischen Kolonialinstitut urteilt über „Kontinentalpolitik, Ein Zukunftsbild“ in seiner soeben erschienenen Abhandlung „Deutschland und China“ wie folgt: „Das ungemein klare, vorsichtig abwägende Urteil des leider ungenannten, aber vorzüglich unterrichteten Verfassers gibt der Schrift einen großen Wert für die Erfassung der politischen Weltlage und ihrer Umgestaltung durch den Krieg. Seine Ausführungen über China sind so treffend, daß ich geglaubt habe, sie unverkürzt hier wiedergeben zu sollen. Vielleicht tragen sie zur weiteren Verbreitung der ausgezeichneten Schrift bei.“

5. Heft

Vom Krieg

und vom

deutschen Bildungsideal

Von

Professor Dr. C. Küster

in Bonn

Preis 60 Pfennige

Herrlich strömt aus diesen Zeilen eine echte Liebe für das heranwachsende Geschlecht, für die werdenden Männer, die Zukunft Deutschlands, dem Leser entgegen. Eine edle Begeisterung für alles, was das deutsche Volk bewegt und nach dem Kriege bewegen wird und muß, weht durch das ganze Buch und erinnert den Leser an jene Zeit vor hundert Jahren, wo der große Deutsche Ernst Moritz Arndt seine Zeitgenossen in anfeuernden Reden für die Forderungen der damaligen Zeit entflammte. In nachdrücklicher Weise nimmt der Verfasser Stellung für die frei-deutsche Jugendbewegung. Aber nicht für die Jugend allein ist dieses Schriftchen bestimmt, sondern allen wahrhaft deutschführenden Männern und Frauen, die dem Glauben und der Zuversicht leben, daß aus diesen schweren Kriegsjahren eine schönere neue Zeit erblühen wird, bietet das Schriftchen eine Stunde edelsten Genußes.

A. Marcus & C. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Deutsche Kriegsschriften

7. Heft

Charakter und Politik des Japaners

Von

Dr. W. Prenzels
in Berlin-Steglitz

Preis 80 Pfennige

Die Politik eines Volkes ist ein Produkt seines Charakters; wer das politische Leben eines Landes verstehen will, muß also das Wesen seiner Bewohner zunächst kennen lernen. Von diesem Grundsatz ausgehend schildert der Verfasser zuerst den Japaner in der Familie, führt ihn dann vor als Freund und weiterhin in seiner Stellung zu seiner sonstigen Umgebung. Dann beleuchtet er das grundlegende Verhältnis des Japaners zum Shintoismus (Religion und Ethik) und lehrt uns den Japaner als Staatsbürger und Politiker kennen. — Diese aus eigener Anschauung heraus geschriebene Broschüre über das mächtig aufstrebende Volk des fernen Ostens, auf das jetzt wieder die ganze Welt den Blick lenkt, wird in den weitesten Kreisen Beachtung finden müssen.

8. Heft

Kriegsbriefe einer Frau

Von

L. Nießen-Deiters
in Bonn

Preis 1 Mark

Ein herrliches Bekenntnis zum Deutschtum und eine flammende Anklage gegen England sind die „Kriegsbriefe“ der rühmlichst bekannten Verfasserin, einer der besten Kennerinnen auch des überseeischen Auslandes aus eigener Anschauung. Hinzu kommt, daß hier eine deutsche Frau englischer Abstammung das Wort nimmt, um in prachtvoller Sprache und mit überzeugenden Gründen gegen Englands Verrat und Tücke Stellung zu nehmen. Frau Nießen-Deiters ist eine der Führenden in der Abwehr des englischen Lügenfeldzuges; ihre Flugblätter und Flugschriften sind in neun Sprachen in Millionen von Exemplaren verbreitet worden. So wird auch diese Gabe von Heer und Volk, von In- und Ausland freudig begrüßt werden.

A. Marcus & C. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Deutsche Kriegsschriften

11. Heft

Zur Charakterisierung der Engländer

Von

Prof. Dr. Arnold Schröder
in Köln

Preis 1 Mark

Einer der besten Kenner Englands, der Anglist Professor Schröder in Köln, hat seit Kriegsbeginn eine Reihe von Aufsätzen geschrieben, die in gedanklichem Zusammenhang eine feine Charakterisierung der Engländer geben. Er gewinnt den vielen Fragen, die uns nach dem Eingreifen Englands bewegt haben, durch Vertiefung der Betrachtung neue Seiten ab, die uns einen Einblick in die Seele des Engländer gewähren; mag es sich nun um Militarismus, Wissenschaft und Disziplin, Egoismus, Religiosität, Presse oder börsliche Fragen handeln. Es ist sicher, daß Schröders Aufsätze, von einer meisterhaften Kennerchaft getragen, in der ersten Reihe der Veröffentlichungen über die Englandfrage stehen.

10. Heft

Volk oder Staat?

Von

Heinz Dotthoff
in Düsseldorf

Preis 1 Mark

Weber Gedanken-Arbeit noch Interessenvertreibung haben den großen Krieg verhindern können. Der Weltkrieg von heute ist nicht in der Hauptsache aus dem Gegensatz der Rassen entstanden, sondern aus demjenigen politischer und wirtschaftlicher Interessen zwischen den Staaten. Die Arbeit erörtert weiter die Maßnahmen, die einer künftigen Wiederholung der Schrecken von 1914 entgegenwirken können, schließt aber auch im Hinblick auf die Zukunft mit dem Ruf „Bereitsein ist alles“.

A. Marcus & C. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Deutsche Kriegsschriften

3. Heft

Von der Neutralität Belgiens

Von

Dr. phil. et jur. **Alons Schulte**

Professor der Geschichte an der Universität Bonn
Geheimer Regierungsrat

Preis 2 Mark 40 Pfennige

Diese Schrift des bekannten Historikers der Bonner Universität gehört zu dem Wichtigsten, was bisher über Belgiens Neutralität geschrieben worden ist. Der Verfasser bringt durch Anziehung und eingehende Behandlung **bis her noch nirgends veröffentlichter belgischer und französischer Quellen** den untrüglichen Beweis, daß Belgiens Neutralität schon seit langer Zeit von Belgien selbst im Verein mit Frankreich und England gebrochen worden ist.

Die **Rölnische Zeitung** schreibt u. a.: Schultes Untersuchung erscheint uns von besonderer Bedeutung, nicht nur wegen der wissenschaftlichen Genauigkeit, mit der sie gearbeitet worden ist, sondern mehr noch wegen der Ergebnisse, die Deutschlands Vorgehen mehr als rechtfertigen.

6. Heft

Der Sinn deutschen Kolonialbesizes

Von

Kurt Wiedenfeld

ord. Professor an der Universität Halle

Preis 80 Pfennige

„Weltpolitische Betätigung ist eine eherne Notwendigkeit für unsere Entwicklung als selbständiges, seiner Wesenart sich freudig bewußtes Volk.“ Dieser Grundgedanke zieht sich durch die ganze Schrift. Wir können kein reiner Kontinentalstaat bleiben, wie noch zu Bismarcks Zeiten die vorherrschende Ansicht war, sondern wir müssen ein kolonisierendes Volk werden. Welche unabwiesbaren Gründe für diese Notwendigkeit vorliegen, warum für unsere Kolonien bisher so wenig verständnisvolles Interesse und Begeisterung vorhanden war, welche Wege die künftige koloniale Verwaltung und privatwirtschaftliche Tätigkeit einzuschlagen haben werden, wird in der Broschüre erschöpfend behandelt. — Wer aus diesem gewaltigen Völkerringen ein großes, starkes Deutschland mit weltpolitischen Zielen hervorgehen zu sehen hofft und wünscht — und welcher Deutsche täte das nicht! — findet in dieser lesenswerten, anregenden Schrift viele wertvolle neue Gesichtspunkte.

A. Marcus & C. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig